

[s.n.] [Simon Gfeller]

Autor(en): **Baumgartner**

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins**

Band (Jahr): **22 (1938)**

Heft 5-6

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Dritter Lehratz: „Es ist nicht wahr, daß wir die gleiche Sprache sprechen wie die Deutschen“. Unsere Muttersprache sei das Schweizerdeutsche, „eine dem Hochdeutschen sehr verwandte Sprache“, aber „trotz ihrer scheinbaren Ähnlichkeit von einem ganz andern Sprachgeist erfüllt“ als jene „Fremdsprache“. Aber wenn zwei „sehr verwandte Sprachen“ ähnlich sind, ist das nur „scheinbar“? Verwirreter Kopf! Dann fängt er wieder an zu toben und leugnet alles Deutsche an uns, auch Kultur und Sprache; doch plötzlich steigen dem Herrn Doktor Jugenderinnerungen auf und er erklärt: Diese Tatsache hindert uns selbstverständlich nicht, auch in Zukunft mit unsern deutschen Nachbarn als kulturell Gebende und Nehmende freundschaftliche Beziehungen zu unterhalten“. Dieselbe Logik wie oben; es wird immer dunkler, aber der Mond scheint immer heller. — Schließlich zielt er auf denselben Lehratz los wie die „Nationalzeitung“: es sei „gegeben, die falsche und mißverständliche Bezeichnung „deutsche Schweiz“ fallen zu lassen und durch ein anderes Wort zu ersetzen“. Er macht zwar keinen Vorschlag für einen Ersatz; „alemannisch“ ist ihm auch schon zu sehr „belastet“. Daß unsere Zugehörigkeit zu verschiedenen Sprach- und Kulturgebieten im Ausland viele falsche Vorstellungen erweckt, ist ganz natürlich und nicht zu vermeiden, aber die Weltgeschichte wird doch nicht von so ungebildeten Leuten gemacht, wie G. meint. Solange er uns nicht ein gemeinschweizerisches Esperanto beibringt, können wir uns in der Welt draußen nennen, wie wir wollen: Urschweizer oder Nordschweizer oder Europäischschweizer, man wird uns fragen, wie wir reden und uns zunächst darnach einreihen. Und auf diese Frage werden wir antworten müssen: „Unter uns reden wir schwyzertütsch nach Anleitung von Dr. Guggenbühl, aber für die gesamte Mit- und Nachwelt benutzen wir die Sprache seines „Schweizerpiegels“, die hochdeutsche Schriftsprache“. Es tat geradezu wohl, in den Tagen, da der „Schweizerpiegel“ erschien, in der Zeitung zu lesen, die Neue Helvetische Gesellschaft habe in Lugano eine Entschliekung zu Gunsten der „italienischen Schweiz“ gefaßt, und in der N. Z. Z. zu sehen, daß die Generaldirektion der Schweizerischen Rundsprachgesellschaft einen Wettbewerb veranstaltet „zwecks Reorganisation und Verstärkung des Radio-Orchesters der italienischen Schweiz“ und daß das „Radio Svizzera italiana“ einen ersten Kapellmeister sucht. Aber das sind wohl schlechte Patrioten, die noch nicht wissen, daß sie sagen sollten „Südschweiz“, „Svizzera meridionale“? Oder gilt die feige Versteckspielerei nur für die deutsche Schweiz?

Und dieser fanatische Wirrkopf steht nun an der Spitze einer schweizerischen Kulturbewegung. Aber er hat ja erklärt: „Jede engstirnig-nationalistische Haltung liegt uns fern“. Sehen wir also zu!

Vom Büchertisch.

Zum siebzigsten Geburtstag Simon Gfellers hat unser Mitglied Prof. Dr. Baumgartner in Bern einen Vortrag gehalten, den der Verlag A. Francke A. G. in erweiterter Fassung herausgibt. Wir erleben einen anmutigen Gang durch Gfellers Leben vom lindenbeschatteten Vaterhaus über das Schulhaus auf der Egg bis zum sonnigen Altersitz bei Lüzelfliih. In diesem Zusammenhang baut sich vor uns die Welt feiner dichterischen Gestalten auf. Für uns sind besonders fesselnd auch jene Stellen, die von Gfellers Sprache handeln, die bei aller Wertschätzung durchaus nicht in blinder Bewunderung und heute modischer Überschätzung der Mundart betrachtet wird. Das hübsche Bändchen sei bestens empfohlen. (46 S., Geh. Fr. 1.80).

Allerlei.

Reingefallen mit seinem „Latein“ ist der römische Berichterstatter der N. Z. Z. in Nr. 825. Von den Trinksprüchen, die Mussolini und Hitler gewechselt haben, sagt er: „Das Novum in der Regie bestand darin, die beiden Sprecher durch das Mikrophon nicht für die vier Wände, innerhalb deren sie sich befanden, reden zu lassen, sondern für urbi et orbi“. — Angenommen, das Ereignis müsse wirklich ein „Novum“ genannt werden, „etwas Neues“ oder „eine Neuheit“ würde nicht genügen, angenommen auch, der spöttische Unterton, der in „Regie“ liegt, wäre bei „Spielleitung“ etwas zu deutlich und damit zu unhöflich geworden, und ein

„Lautsprecher“ hätte es für „Mikrophon“ auch nicht getan — „für urbi et orbi“ ist einfach ein Unsinn. Was damit gemeint ist, kann ein mittelmäßig begabter Leser ja wohl aus dem Gegensatz zu den „vier Wänden“ errahnen oder erraten, aber daß das alle Leser verstehen, kann der Verfasser nicht verlangen, da er es offenbar selbst nicht recht versteht. Man kann ein gebildeter Mensch sein ohne Latein, aber dann tut man nicht dergleichen, als ob . . . Wer nicht Latein kann versteht diesen Satz nicht recht und hat nicht viel davon; wer aber Latein kann, der hat etwas davon, nämlich einen Anlaß zum Lachen. „Urbi“ und „orbi“ sind nämlich, wie ein Gymnasiast nach einem halben Jahre weiß, die Wemfälle der Wörter „urbs“ (= Stadt) und „orbis“ (= Kreis). Unter der urbs ist Rom als die kirchliche Hauptstadt der Welt zu verstehen, unter orbis der „orbis terrarum“, d. h. der Kreis der Länder, der Erdkreis. Die Zusammenstellung ist inhaltlich und lautlich sehr geschickt; darum ist die aus dem 13. Jahrhundert stammende, zur Papstwahl gehörige Formel ein geflügeltes Wort geworden, aber es sind wie gesagt Wemfälle und sie bedürfen des Vorworts „für“ nicht, und da „für“ im Deutschen den Wemfall verlangt, tun einem diese Wemfälle weh. Der Satz erinnert ein wenig an den Schluß des Briefes, den die Berliner Bürgerin Frau Buchholz aus Rom nach Hause schrieb: „Es grüßt Euch herzlich Eure La Madre“.

Als Folge des Anschlusses Österreichs erteilt die englische Wochenschrift „The National Review“ und nach ihr der „Temps“, wie unsere Zeitungen hoffnungsvoll melden, einen „Rat an die Eltern“, nämlich an die Eltern jener Kreise, die seit 1933 ihre Kinder zum Studium der deutschen Sprache nicht mehr nach Deutschland, sondern nach Österreich zu schicken pflegen: „Heute ist dies nicht mehr ohne Gefahr. Im Falle eines Krieges würden die über 16 Jahre alten Ausländer interniert, weshalb man Österreich in Zukunft besser meidet. Es gibt heute nur noch ein Land, wo man in Sicherheit und Muße Deutsch lernen kann, nämlich die Schweiz. Englische Eltern finden dort eine Umgebung, die ihnen zusagt, denn die Schweizer sind ein sympathisches und freies Volk. Sie besitzen ausgezeichnete Erziehungsanstalten und eine alteingesessene Kultur“. Unsere Zeitungen fügen bei: „Die Anerkennung der Schweiz als Bildungszentrum durch eine maßgebende englische Zeitschrift wird im Lande Pestalozzis sicherlich mit Genugtuung aufgenommen“. Mit Genugtuung! Ob wir aber der Erwartung dieser Eltern genug zu tun vermöchten? Es war schon bisher nicht leicht, in der deutschen Schweiz gutes Schriftdeutsch zu lernen (und das wollen natürlich die Engländer, und nicht Schwyzertütsch), aber als eine gute Gelegenheit, eine Fremdsprache in guter Form zu hören, galt sonst mit Recht überall der Besuch von Versammlungen, besonders auch Gottesdiensten. Aber wie, wenn nach den Forderungen Dieths und Guggenbühls künftig bei diesen Gelegenheiten immer Schweizerdeutsch gesprochen wird? Diese Bewegung würde Pestalozzi selbst nicht mit Genugtuung aufnehmen.

Geschäftliches.

Bis zu dem Tage, an dem diese Nummer in Druck geht, sind Heft 5 und 6 der „Muttersprache“ noch nicht eingetroffen. Wir werden sie so bald als möglich nachsenden. Dafür können wir eine von uns herausgegebene Schrift beilegen: „Schweizerdeutsch und Hochdeutsch, jedes an seinem Ort“. Wir bitten unsere Leser, sie in ihrem Bekanntenkreis zu verbreiten. Sie kann zu 70 Rp. im Kommissionsverlag der Buchdruckerei Jacques Bollmann A. G., Zürich 1, und im Buchhandel bezogen werden.